

Die Unbequeme

Die Frau, die das iranische Regime stürzen will, ist eine Nervensäge. Mina Ahadi kämpft seit 30 Jahren gegen Mullahs, Kopftuch und Todesstrafe. Ihr konsequenter Atheismus provoziert aber auch Kritik – selbst im deutschen Exil

Text: David Weyand
Fotos: Jonas Wresch



Licht und Schatten Kompromisslos setzt sich Mina Ahadi für Menschenrechte ein. Der Preis dafür ist hoch: Ohne Leibwächter verlässt sie nicht das Haus

Zwei Männer baumeln am Galgen; ein Toter liegt auf einer Bahre, um seinen Hals noch der Strick; ein Paar, nebeneinander bis zur Hüfte eingegraben, wird umringt von einer mit Steinen bewaffneten Meute. Die Demonstranten vor dem iranischen Konsulat in Frankfurt haben großformatige Fotos und Plakate mitgebracht, auf denen die Barbarei der iranischen Justiz abgebildet ist. Aus einer Box dröhnen „Stand by me“ und „Bella Ciao“, dann wummern deutsch-iranische Hip-Hop-Beats, der MC skandiert „Stoppt Hinrichtung“.

An einem Samstag im Januar 2011 hat

das Internationale Komitee gegen Steinigung mit anderen Gruppen zu einem weltweiten Protesttag gegen die Todesstrafe im Iran aufgerufen. In Berlin, London, New York und 30 weiteren Städten gehen vor allem Exil-Iraner auf die Straße. Etwa Hundert sind es in Frankfurt. Sie quetschen sich hinter ein Absperrgitter der Polizei. Im Rücken der Zaun von Aldi-Süd, schräg rechts das Konsulat. Auf rund zwei mal dreißig Metern Trottoir dürfen sie demonstrieren.

Der eigentliche Stargast verpasst den Auftakt. Mina Ahadi sitzt mit ihrem Fahrer und einem Leibwächter noch im

Auto von Köln nach Frankfurt. Ahadi ist Vorsitzende des Komitees gegen Steinigung und wird heute zu den Demonstranten sprechen. Viele Menschen vor dem Konsulat kennen sie und ihre politische Arbeit seit Jahren, in Deutschland ist sie einem größeren Publikum erst seit vergangenem Sommer bekannt.

Damals hat sie den Fall von Sakineh Ashtiani an die Öffentlichkeit gebracht. Der 43-Jährigen droht im Iran noch immer die Steinigung, weil sie den Mord an ihrem Ehemann in Auftrag gegeben haben soll. Weltweit berichten die Medi-

en, Tausende demonstrieren für Ashtiani, Politiker mischen sich ein, auch Prominente wie Carla Bruni und Yoko Ono fordern die Freilassung der Frau. Mina Ahadi und das Komitee gegen Steinigung organisieren den weltweiten Protest. Sie ist eine gefragte Interviewpartnerin.

Im Herbst 2010 zeigte auch das iranische Staatsfernsehen einen Beitrag über den Fall Ashtiani. Mina Ahadi wird darin beschuldigt, gegen den Iran zu hetzen. Ein Sprecher des Außenministeriums warnte vor einer Frau in Deutschland. „Der meinte mich!“, gluckst sie.

Kritiker werfen Ahadi vor, sie riskiere zu viel und gefährde Menschenleben. Im Oktober 2010 werden zwei deutsche Reporter der *Bild am Sonntag* im Iran verhaftet, während sie heimlich den Anwalt und den Sohn von Ashtiani interviewen. Erst Ende Februar kommen beide nach diplomatischem Gezerre wieder frei. Mina Ahadi hatte vorher den Kontakt hergestellt und mit den Journalisten über eine Reise in den Iran gesprochen. „Dass sie gefahren sind, war aber ihre Entscheidung“, sagt sie. Eigentlich hatten die Reporter für das Interview eine Dolmetscherin engagiert, als die nicht auftauchte, riefen sie Ahadi an, die am Telefon übersetzte. „Das war fahrlässig von Mina Ahadi“, urteilt der Iranexperte Wahied Wahdat-Hagh. Sie hätte sofort auflegen müssen, weil ihre Stimme dem Geheimdienst bekannt sei.

„Ich habe nie verschwiegen, dass meine Arbeit sehr gefährlich ist“, sagt sie mit giftiger Stimme und durchdringendem Blick. Weder ihren Kontaktpersonen und deren Angehörigen im Iran, noch den beiden Journalisten. Ahadi empört sich über ihre Kritiker, zu denen sie auch Mehran Barati, Joschka Fischers Schwiegervater, zählt. Wie er diskutierten zu viele iranische Exil-Oppositionelle nur und begnügten sich mit Erklärungen. „Ich gehe einen anderen Weg, ich kämpfe!“

Als sie beim Konsulat in Frankfurt ankommt, läuft die kleine und kräftige Frau

schnurstracks vom Parkplatz zur Demo, ihr Bodyguard eilt hinterher. Der Saum ihres lila Filzmantels weht im Wind, der rote Schal leuchtet. Sie hat ihr Ziel fest im Auge. Ohne diese Entschlossenheit würde es sie vielleicht gar nicht mehr geben. Seit 30 Jahren lebt Mina Ahadi im Ausnahmezustand.

1956 in einem Dorf im Nordiran geboren, wuchs sie in einem traditionellen Umfeld auf, wo Frauen nie viele Rechte hatten. Als Teenager verbrachte sie ihre Ferien beim liberalen Großvater in Teheran. Sie ging shoppen, tauschte Tschador gegen Minirock und Bluse und genoss die Freiheit. Die strengen islamischen Regeln empfand sie als ungerecht. Ihre Leidenschaft galt der Philosophie, darum wandte sie sich früh von allem Religiösen ab. Als Ersatz dienten Marx und Lenin. Ab 1976 studierte Mina Ahadi Medizin in Tabriz. Dort schloss sich die rebellische junge Frau kommunistischen Studentengruppen an und opponierte unter Lebensgefahr gegen das autoritäre Regime des Schahs. „Ich war überzeugt, dass es einer Revolution bedurfte, um Freiheit, Selbstbestimmung, Bildung und eine gerechte Verteilung von Reichtum zu erlangen“, schreibt sie in ihrem Buch *Ich habe abgeschworen*.

Mina Ahadi beriet die zwei entführten deutschen Journalisten. „Sie handelt fahrlässig“, sagt ein Kritiker

1979 gab es eine Revolution, aber anders als von Ahadi erhofft, übernahmen die Mullahs die Macht. Sie demonstrierte gegen den Kopftuchzwang und die Unterdrückung von Frauen, landete auf Schwarzen Listen und unterstützte mit ihrem ersten Ehemann linke kurdische Separatisten. Am ersten Hochzeitstag ermordeten ihn Revolutionswächter. Ein Nachbar hatte verraten, dass er Aktivisten der verbotenen kurdischen Komalah-Organisation Unterschlupf gewährte. Jetzt war auch sie in

Lebensgefahr. Ahadi tauchte für ein Jahr in Teheran unter, floh dann ganz in den Norden in kurdisches Rebellengebiet.

Mina Ahadi zögert kurz, als ein grauhaariger Mann aus der Gruppe der Frankfurter Demonstranten direkt auf sie zusteuert. Auch ihr ständiger Schatten weiß nicht recht, wie er reagieren soll. Sie nimmt ihm die Entscheidung ab, umarmt den Fremden und staunt ihn ungläubig an. Er ist der Bruder der beiden Kurden, die 1980 zusammen mit ihrem Mann verhaftet und ermordet wurden. „Ich kann es kaum fassen, zwanzig Jahre haben wir uns nicht mehr gesehen.“ Ihre kleinen, wachen Augen strahlen hinter der Brille. Bis 1990 lebten sie gemeinsam als Partisanen im Kurden-

Ihr Ehemann wurde am ersten Hochzeitstag von Revolutionswächtern ermordet

gebiet, ständig mussten sie ihre Lager in den Bergen wechseln auf der Flucht vor iranischem und irakischem Militär.

Dort traf sie auch Mansoor Hekmat, einen linken Theoretiker und Aktivisten, der 1991 die „Arbeiterkommunistische Partei Irans“ gründete. Seine marxistischen Ansichten teilte Ahadi, aber vor allem auch die Forderung nach mehr Frauenrechten und die strikte Ablehnung der Todesstrafe. Bis heute ist sie im Zentralkomitee dieser Partei, die in Deutschland vom Verfassungsschutz beobachtet wird. „Aber das wird ja auch die Linkspartei“, sagt sie und ergänzt, dass ihre Partei mit Stalinismus und einem DDR-System nichts zu tun habe.

Nach zehn Jahren in Kurdistan gelang ihr schließlich die Flucht über Bagdad nach Wien. In Österreich erhielt sie erst Asyl, dann die Staatsangehörigkeit. Ihr zweiter Ehemann, der mit ihr im Untergrund lebte, folgte wenig später. Mit den zwei Töchtern wohnen sie heute in Köln.

Auf der Demo in Frankfurt bittet Mina Ahadi zunächst um eine Schweigeminute für alle Opfer des iranischen Regimes. In sich gekehrt steht sie vor der Menge, die halblangen schwarzen Haare schimmern im Sonnenlicht, ihre Gesichtszüge sind

angespannt. Dann erzählt sie, dass am Morgen Sarah Bahrami, eine Iranerin mit niederländischem Pass, gehängt wurde - wie schon über 100 andere Männer und Frauen seit Anfang 2011. Sie spricht frei. Ihre Stimme ist kräftig und zugleich voll Gefühl, mal laut und fordernd, mal leise und trauernd. Einige Zuhörer wischen sich Tränen aus den Augen. „Ich versuche mein Herz zu öffnen, es geht um Menschen, denen Grausames angetan wird“, sagt sie später. Der ehemalige Weggefährte aus Kurdistan kritisiert, sie habe zu viel über sich selbst gesprochen. Ahadi lacht und gibt zu: „Tja, manchmal erzähl, ich wirklich zu viel von mir!“ Sie mag es, wenn sie im Mittelpunkt steht, wenn sie in die Öffentlichkeit treten kann und ihr die Leute zuhören. Über den Schrecken zu reden, sei für sie wie eine Therapie.

Ahadi arbeitet meist von zu Hause, schreibt Pressemitteilungen, telefoniert mit Angehörigen von Todeskandidaten, gelegentlich spricht sie vor Menschenrechtsgruppen und Parlamentariern. Gerade erst hat sie ihren neuesten Fall vor dem EU-Parlament präsentiert: Zwei junge Männer, denen wegen Homosexualität, der Tod droht. Sie liest iranische und deutsche Nachrichten im Internet, verfolgt Foren und Blogs.

Ihre Menschenrechtsarbeit wird anerkannt, ihre Methode mitunter heftig kritisiert. Ahadi sucht die Konfrontation, hat klare Vorstellungen über Freund und Feind und geht nicht gerade zimperlich mit Kritikern um. Einmal störte sie mit Gleichgesinnten eine Konferenz der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin, an der auch iranische Oppositionspolitiker und Reformen teilnahmen. Als Reaktion auf ihren Auftritt wurden iranische Teilnehmer nach ihrer Rückkehr in die Heimat festgenommen und zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt. Der iranischstämmige Publizist Bahman Nirumand warf ihr vor: „Sie hat dazu beigetragen, die Leute ans Messer zu liefern.“

So sehr sie sich auch für den Regimewechsel und die Menschenrechtsslage im Iran einsetzt, so wichtig ist ihr der Kampf

gegen den Islam. Sie glaubt nicht, dass er reformierbar ist und poltert gegen die geplante Ausbildung von Imamen an deutschen Unis. Ihre Kritik empfinden viele als zu pauschal. Der *Zeit*-Journalist Jörg Lau etwa warf ihr und andern Islamkritikern in seinem Blog „stolze Borniertheit“ vor, nachdem sie auf einer Konferenz vor einer zunehmenden Islamisierung auch

allein zum Kiosk um die Ecke, abends ins Kino oder zum Essen zu gehen, das vermisse sie am meisten. Ihre Töchter bewundern ihr Engagement, finden aber, dass sie zu radikal argumentiere. Selbstkritisch gibt sie zu: „Im Iran haben wir eine andere Diskussionskultur, ich lerne noch, wie ich mit dem deutschen Publikum reden muss.“



Lautstark Ahadi gibt Todeskandidaten in iranischen Gefängnissen eine Stimme

in Deutschland gewarnt hatte. Im Internet wird sie als „atheistische Fundamentalistin“ und „Wolf im Schafspelz“ bezeichnet, oft sind die Kommentare noch verletzender. Manchmal könne sie einfach nicht weiterlesen, sagt sie. „Das sind Idioten, die überhaupt nicht verstehen, worüber ich spreche.“

Ihren Kritikern und den seriösen Medien wirft sie „falsche Toleranz“ gegenüber islamischen Verbänden vor. Sie differenziert nicht, hält alle für eine Gefahr, weil diese islamischen Gruppen für alles stehen, wogegen sie ihr Leben lang gekämpft hat. Für ihre klare Position gegen den Islam und für ihren Atheismus riskiert sie viel: 2007 bekennen sich Ahadi und andere in einer Anzeigenkampagne dazu, Ex-Muslime zu sein. Sie ist zudem Gründerin und Vorsitzende des Zentralrates der Ex-Muslime. Was das bedeutet, hat sie gehaut, aber nicht so heftig erwartet: Seit dieser Zeit leben sie und ihre Familie unter Polizeischutz, weil sie Morddrohungen erhält. Ohne Leibwächter kann sie ihre Wohnung nicht mehr verlassen. Einfach spontan und

Aber den Kampf für Demokratie und Freiheit im Iran deshalb aufgeben? Niemals! „Das ist mein Lebenswerk“, sagt Ahadi. Und dafür legt sie sich mit vielen an, formuliert aggressiv und bissig. Auch die deutsche Regierung würde nichts als „Kuscheldiplomatie“ betreiben. „Das machen die seit dreißig Jahren und es hat nichts gebracht.“ Sie fordert noch mehr wirtschaftlichen Druck und die Schließung diplomatischer Vertretungen. Militärische Mittel lehnt sie ab. „Ägypten und Tunesien haben doch gezeigt, es geht auch anders.“

Ihr Lächeln kehrt zurück und die Augen glänzen: „Ich glaube, in fünf Jahren gibt es das islamische Regime nicht mehr.“ Ob sie dann Präsidentin des Iran werden wolle? Ahadi lacht und sagt, dass sie gerne den politischen Wechsel begleiten würde und für das Amt bereit stünde. Aufmerksamkeit wäre ihr dann sicher – und es würden gewiss noch mehr Leute zuhören als in Frankfurt zwischen Aldi-Süd und dem iranischen Konsulat. |

„Wollte nicht, Herr General!“

Der Befehl der deutschen Heeresleitung kam, als der Krieg schon verloren war: Den Kölner Dom mit allen schweren Waffen unter Feuer nehmen! Doch mein Großvater, Oberst Friedrich Wilhelm Schopphoff, zögerte. Protokoll einer Befehlsverweigerung

Text: Julius Schopphoff

Als Siebzehnjähriger zog er in den ersten Weltkrieg; mit einundzwanzig überlebte er einen Flugzeugabsturz; im zweiten Weltkrieg wurde er zum Oberst befördert. Sein Leben lang befolgte und erteilte er Befehle – doch seine einzig „sinnvolle Tat“ als Soldat, so sagte mein Großvater später selbst, war eine Befehlsverweigerung.

März 1945: Köln ist eine Ruinenstadt, über neunzig Prozent der Häuser sind zerstört, nur der Dom ragt scheinbar unversehrt aus der Trümmerwüste. Die deutsche Artillerie hat sich auf die östliche Rheinseite zurückgezogen – und beobachtet, wie die Amerikaner Nachrichtengeräte an den Türmen des Doms anbringen.

Oberst Friedrich Wilhelm Schopphoff, Kommandeur aller Flakwaffen im Großraum Köln, ist im nahen Rösrath stationiert. Die Schilderung seines Gewissenskonfliktes wurde nahezu wörtlich aus seinen Aufzeichnungen übernommen:

Um 11:30 Uhr kam aus Berlin der Befehl, den Dom mit allen schweren Waffen unter Wirkungsfeuer zu nehmen. Mein erster Gedanke war: Befehl ist Befehl! Das Regiment war immer noch außergewöhnlich stark: über hundert schwere Rohre, Munition weit über Soll, sowohl Flak- wie auch Panzergranaten. Sie wären in Sekundenschnelle feuerbereit gewesen – trotzdem ließ ich der Heeresleitung ausrichten, dass ich mich zu den Batterien begeben müsse, um die Kampffähigkeit zu prüfen. Es kam mir darauf an, Zeit zu gewinnen.

Erst nachmittags kehrte ich zurück. Ich meldete, dass einige Batterien ausfallen würden und deshalb erst spät am Nachmittag geschossen werden konnte; später richtete ich aus, dass das Schießen wegen schlecht gewordener Sicht überhaupt nicht mehr möglich sei. In Berlin und bei der Heeresleitung erregte das schärfsten Unwillen. Im Laufe des Abends verlangte mein Vorgesetzter, General Pickert, mich am folgenden Tage um acht Uhr vormittags zu sprechen. Pickert stand im Rufe, unerbittlich die Durchführung

einmal gegebener Befehle zu fordern. Ich war auf eine harte Auseinandersetzung gefasst.

Am nächsten Morgen führte er mich hinter eine Scheune, wo wir weder gesehen noch gehört werden konnten. Auge in Auge standen wir uns gegenüber, ich mit der Hand an der Mütze.

- „Oberst Schopphoff, Sie hatten gestern einen Feuerbefehl der Heeresgruppe auf den Kölner Dom.“

- „Jawohl, Herr General.“

- „Sie haben aber nicht geschossen! Warum nicht? Konnten nicht

- oder - wollten nicht?“

- „Wollte nicht, Herr General.“

- „Sooo – Sie wollten nicht! Das habe ich mir ungefähr schon gedacht. Aber - Schopphoff - einverstanden.“

Und noch einmal wiederholte er ganz deutlich: „Einverstanden!“

Ich hatte immer noch die Hand an der Mütze. Doch jetzt drückte sie der General herunter und fuhr fort:

- „Wissen Sie, lieber Schopphoff, wir als Soldaten wollen in dieser vielleicht schwersten Zeit, die Deutschland je durchleben musste, nicht auch noch die Schande auf uns nehmen, unseren eigenen Dom in Schutt und Asche gelegt zu haben.“

Auch der General war über

seinen Schatten gesprungen. Und aus Berlin kam nichts mehr – man hatte wohl größere Sorgen, in jenen Tagen.

Mein Großvater starb 1978, kurz vor meiner Geburt. Mit seinen beiden Töchtern und seinem Sohn – meinem Vater – hat er selten über diese Sache gesprochen. Erst 1995, fünfzig Jahre nach Kriegsende, interviewten Reporter vom WDR und bergischen Lokalzeitungen meine Familie, um über den „Retter des Kölner Doms“ zu berichten. |



Ruinenstadt Köln Nach Kriegsende 1945 waren neunzig Prozent der Häuser zerstört. Dass der Dom stehen blieb, ist wohl dem Mut eines einzelnen Mannes zu verdanken.

